

## Safe/r Spaces. Ein sozio-politischer Raum – kritisch betrachtet

### Zusammenfassung

Ziel und Zweck von Safe/r Spaces ist es, Schutzräume für vulnerable Gruppen zu schaffen. Dies steht jedoch in einem Spannungsverhältnis zu den komplexen Anforderungen ihrer Umsetzung. Der Beitrag zeichnet die historischen Entwicklungslinien und die Verbreitung von Safe/r Spaces im Bildungsbereich, bei NGOs und im öffentlichen Diskurs nach und beleuchtet dabei die Debatten um Identitätspolitik und soziale Diskriminierung. Er analysiert kritisch die inhärenten Widersprüche und Machtdynamiken innerhalb dieser Räume und argumentiert, dass absolute Sicherheit nicht realisierbar ist und das Befolgen des Sicherheitsnarrativs unbeabsichtigte Konsequenzen haben kann. Der Beitrag setzt sich auch mit der Kritik auseinander, Safe/r Spaces würden den intellektuellen Diskurs einschränken, und untersucht ihre politische Bedeutung. Indem die historische Entwicklung des Konzepts der Safe/r Spaces nachgezeichnet wird, wird die Notwendigkeit dieser Räume für politische Partizipation hervorgehoben. Die Herausforderungen der neoliberalen Aneignung und die Komplexität inklusiver Räume werden dargestellt. Safe/r Spaces, so wird argumentiert, sind trotz ihrer inhärenten Grenzen wesentlich für die Förderung des Bewusstseins von Machtdynamiken.

### Schlüsselwörter

Diskriminierung, Safe/r Spaces, Identitätspolitik, Soziale Gerechtigkeit, Soziale Bewegungen, Queerfeminismus

### Summary

Safe/r spaces. A critical view of a socio-political space

The aim and purpose of safe/r spaces is to create protected areas for vulnerable groups. However, there is a tension between this goal and the complex requirements when it comes to their implementation. The article traces historical developments and the spread of safe/r spaces in the education sector, in NGOs and the public discourse, shedding light on the debates around identity politics and social discrimination. It critically analyses the inherent contradictions and power dynamics within these spaces and argues that absolute safety can never be achieved and following a securitization narrative has unintended consequences. The article also addresses the criticism that safe/r spaces restrict intellectual discourse and examines their political significance. By tracing the historical development of the concept of safe/r spaces, the need for such spaces for political participation is emphasized. The challenges of neoliberal appropriation and the complexity of inclusive spaces are also presented. Despite their inherent limitations, safe/r spaces, it is argued, are essential for promoting an awareness of power structures and developing strategies to adequately intervene in power dynamics.

### Keywords

discrimination, safe/r spaces, identity politics, social justice, social movements, queer feminism

## 1 Einleitung

Ob in der Frauenbewegung der 1970er- und 1980er-Jahre in Westdeutschland, der Schwarzen Bürger\*innenrechtsbewegung in den USA in den 1960er-Jahren oder den queer-feministischen und intersektionalen Bewegungen seit den 1990er-Jahren welt-



Open Access © 2025 Autor\*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

weit: Safe/r Spaces waren und sind häufig Teil politischer Forderungen. Von Diskriminierung und Marginalisierung betroffene gesellschaftliche Gruppen fordern und schaffen immer wieder Räume, in denen sie sowohl über ihre spezifischen Gewalt- und Prekarisierungserfahrungen sprechen können, ohne Angst vor erneuter Diskriminierung haben zu müssen, als auch gemeinsam Widerstandsstrategien entwickeln können. Die Diskussionen um sichere(re) Räume (Safe/r Spaces) beschäftigen heute aber auch Bildungsinstitutionen, Stiftungen, Nichtregierungsorganisationen und sogar das Feuilleton. Die Debatten verlaufen keineswegs konfliktfrei, geht es doch um grundsätzliche Fragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Safe/r Spaces stehen in einem unübersehbaren Zusammenhang mit Identitätspolitik und Debatten um soziale Diskriminierung im Allgemeinen, dem Recht auf Bildung und Fragen intersektionaler Diskriminierung im Besonderen. Ausgangspunkte für eine Auseinandersetzung mit Safe/r Spaces sind zum einen die unterschiedlichen Verletzlichkeiten sozialer Gruppen und zum anderen die potenzielle Verletzungsmacht, die umso größer ist, je privilegierter eine soziale Gruppe ist.

Ruth Deller (2019) beschreibt Safe/r Spaces als Orte, an denen sich Menschen aus gesellschaftlich marginalisierten Gruppen in Sicherheit treffen, sprechen und unterstützt werden können. Dies können physische Räume sein, aber auch, wie Deller betont, „kulturelle Räume“ (Deller 2019: 222). Die Grenzen, Prinzipien und Praktiken, die hier zum Tragen kommen, sollen es den Mitgliedern vulnerabler Gruppen ermöglichen, sich aktiv und ohne Angst einzubringen.

So verständlich der Ruf nach solchen Räumen angesichts von Diskriminierungserfahrungen in öffentlichen Räumen ist, so widersprüchlich sind die Erfahrungen, die Subjekte in Safe/r Spaces machen. Dies liegt vor allem daran, dass diese Räume nie frei von Machtverhältnissen sind. In Anlehnung an den Machtbegriff von Michel Foucault (1983) verstehen wir Macht als ein vielschichtiges Beziehungsgeflecht. „Unter Macht“, so Foucault, „ist zunächst zu verstehen: die Vielfältigkeit von Kräfteverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren; das Spiel, das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen diese Kräfteverhältnisse verwandelt, verstärkt, verkehrt“ (Foucault 1983: 113). Die Vorstellung eines macht- und herrschaftsfreien Raums widerspricht einem Foucaultschen Verständnis von Macht (Foucault 1983: 114ff.). Denn Macht ist in dieser Vorstellung überall, und wo Macht ist, ist auch Gewalt. Gewaltfreie Räume sind nicht nur eine trügerische, sondern auch eine folgenreiche Illusion. Dies auch deshalb, weil von Diskriminierung und Marginalisierung betroffene soziale Gruppen auch über Verletzungspotenziale verfügen.<sup>1</sup> Die Subjekte werden innerhalb machtvoller Kontexte hervorgebracht und bleiben eingebunden in machtvolle Diskurse. Es ist eben diese Verstrickung; dieses Nicht-heraustreten-Können aus Machtdiskursen, die Safe Spaces unmöglich machen und Safe/r Spaces beständig bedrohen.

Der Versuch, sichere(re) Räume zu schaffen, erfordert in jedem Fall ein kritisches Bewusstsein, das die komplexen gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse hinterfragt. Die Teilhabe an politischen Meinungsbildungsprozessen macht es notwendig, dass Gruppen mit erhöhtem sozialem Verletzungsrisiko Räume zur Verfügung gestellt bekommen oder sich selbst schaffen, in denen kontroverse Erfahrungen und politische Positionen differenziert ausgetauscht werden, ohne sie gegenüber dominanten

1 Aus diesem Grund sprechen wir von Safe/r Spaces und nicht von Safe Spaces. Siehe dazu etwa das Glossar von IDA unter <https://www.ida-nrw.de/glossar/> [Zugriff: 25.08.2025].

gesellschaftlichen Gruppen gleich verteidigen zu müssen. Safe/r Spaces verstehen wir daher demokratiethoretisch als notwendige Räume für politische und soziale Emanzipation. Sie sind immer dann gefragt, wenn politische Partizipation verhindert oder zumindest erschwert wird. Gleichzeitig werden Safe/r Spaces in politischen Debatten heftig kritisiert. So argumentiert Camille Paglia (2017), dass Safe/r Spaces den intellektuellen Diskurs einschränken und etwa Studierende den Umgang mit abweichenden Meinungen in diesen nicht lernen können.

Fassen wir kurz zusammen: Safe/r Spaces stellen zweifellos ein wichtiges Instrument zur Stärkung und Selbstbestimmung marginalisierter Gruppen in Kontexten von Ungleichheit und Gewalt dar. Sie bieten Räume, in denen Menschen ihre Identität bestimmen, sich vernetzen und kollektive Widerstandsfähigkeit entwickeln können. Dennoch, so argumentieren wir, ist eine unkritische Affirmation von Safe/r Spaces problematisch. Ein Blick in die konkrete Praxis von Safe/r Spaces verdeutlicht die komplexen Machtverhältnisse und Dynamiken von Schutz und Gefahr, die in der Theorie nicht immer angemessen gespiegelt werden. Darüber hinaus besteht die Gefahr, dass die zugrunde liegenden Konzepte und Herangehensweisen, die oft in anderen historischen oder kulturellen Kontexten entstanden sind, die jeweils spezifischen Besonderheiten und Erfahrungen marginalisierter Gruppen nicht berücksichtigen. Um diesem Argument kritisch nachzugehen, rekonstruieren wir einige wichtige Entwicklungslinien des Konzepts. Dabei werden insbesondere die sozialen Machtdynamiken, die das Konzept Safe/r Spaces geformt haben, nachverfolgt und untersucht. Dies eröffnet ein Verständnis dafür, wie heutige Vorstellungen von Safe/r Spaces durch vergangene Ereignisse und Einflüsse geprägt wurden.

Nach einer ersten kritischen Darstellung von Safe/r Spaces werden verschiedene Vorläufer sowie theoretische Auseinandersetzungen vorgestellt, die unser heutiges Verständnis von Safe/r Spaces beeinflussen. Anschließend widmen wir uns der Bedeutung von Safe/r Spaces in pädagogischen Räumen und erläutern, wie gerade in diesen Räumen die Ambivalenz von Safe/r Spaces sichtbar wird. Der Beitrag endet mit resümierenden Schlussbemerkungen.

## 2 Eine kritische Darstellung von Safe/r Spaces

In Safe/r Spaces kommen Personen mit marginalisierten Identitäten in exklusiven Gruppen und Communities zusammen und vermeiden so weitestgehend unsicher bestimmte Kontexte. Safe/r Spaces sind etwa ausschließlich offen für BIPoC\*, FLINTA\*, LSBTI\*-Personen etc.

Politische Emanzipationsbewegungen brauchen geschlossene und begrenzte Räume, um sich dort unter Ausschluss jener Gruppen, von denen sie sich emanzipieren wollen, ein Selbstverständnis zu erarbeiten, das ihnen dann die Möglichkeit gibt, in der Zivilgesellschaft politisch zu agieren. Safe/r Spaces machen es oft erst möglich, über persönliche Diskriminierungserfahrungen zu sprechen, aber auch konkrete politische Widerstandsstrategien zu entwickeln. So wurden beispielsweise in feministischen und queeren Safe/r Spaces der 1970er-Jahre in den USA und Europa erste Ideen entwickelt, aus denen später Frauenberatungsstellen oder Angebote für queere Peergroups

entstanden. Diese Räume waren nie konfliktfrei, weil die Diskriminierungserfahrungen heterogen waren und unterschiedlich verarbeitet wurden. Aber auch die Grenzziehungen, die darüber bestimmen, wer dazugehört und wer aus den jeweiligen Safe/r Spaces ausgeschlossen wird, blieben immer debattierbar. So gibt es eine anhaltende Debatte darüber, wer etwa Einlass in BIPOC\*-Räume haben darf. Wie wird *Schwarz* definiert? Biologisch? Historisch? Politisch? Sind alle Migrant\*innen (aus dem globalen Süden) BIPOC\*s? Exklusivitätsgrenzen sind Bestandteil eines kontinuierlichen politischen Aushandlungsprozesses. Sie werden von unterschiedlichen Gruppen different gesetzt. Strategien, die das Ziel verfolgen, geschützte Räume für bestimmte Gruppen zu entwickeln, reproduzieren gleichsam bereits existierende Definitionen und Vorstellungen zu spezifischen sozialen Identitäten. Sie entscheiden aber auch darüber, wer Zutritt zu einem bestimmten Raum erhält, und bringen damit neue Diskurse über Identitäten hervor. Ein gutes Beispiel ist das lesbisch-separatistische Projekt *lesbian lands*, das in den 1970er- und 1980er-Jahren darauf abzielte, im Gegensatz zu den heteronormativen und von heterosexuellen cis-Männern dominierten Städten sichere Kommunen in den ländlichen Regionen der USA zu schaffen. Wie Gill Valentine (1997) bemerkt, eskalierten in diesen recht bald Konflikte über Fragen, ob etwa männliche Kinder in die Gemeinschaften aufgenommen werden sollten. Unter anderem Schwarze Lesben kritisierten diese Projekte, weil sie stark weißzentriert waren und Fragen des Rassismus nicht auf die Tagesordnung setzten. Aber auch Mütter von Söhnen forderten Zugang zu den Communities. Diese Diskussionen zeigen, dass auch Räume, die zum Schutz vor Diskriminierung gestaltet wurden und werden, diskriminierende Potenziale in sich bergen. So scheinen Safe/r Spaces immer auch sozial konstruierte Differenzlinien (Gender, Klasse, *race* etc.) zu reproduzieren, wenngleich sie das Potenzial haben, deren Porosität und die Machtstrukturen, die sie hervorbringen, kritisch zu reflektieren und neu zu verhandeln: Die Frage, welche gesellschaftlichen Gruppen schutzbedürftig sind und wovor sie geschützt werden müssen, bezieht sich immer auf bereits bestehende Diskurse und Annahmen über gesellschaftliche Gruppen und Verhältnisse. Safe/r Spaces sind offen für Verhandlungen und produzieren gleichzeitig die Subjekte, die sie zu schützen vorgeben. Sie reproduzieren gesellschaftliche Verhältnisse, können diese aber auch verändern (Hartal 2018; Flensner/von der Lippe 2019; Hill/Megson 2020; Roestone Collective 2014).

Das Roestone Collective (2014) schlägt für den Umgang mit dieser Spannung eine relationale Herangehensweise an das Verständnis von Safe/r Spaces vor. Dabei steht nicht die statische Deutung von *sicher* und *unsicher* im Vordergrund, sondern die Kontextualisierung in das Geflecht jeweils spezifischer Situationen und der Subjekte, die diese prägen:

„... safe spaces should be understood not through static and acontextual notions of “safe” or “unsafe”, but rather through the relational work of cultivating them. Such an understanding reveals several tendencies. Namely, safe spaces are inherently paradoxical. Cultivating them includes foregrounding social differences and binaries (safe–unsafe, inclusive–exclusive) as well as recognizing the porosity of such binaries“. (Roestone Collective 2014: 1346)

Wenn bei der Diskussion um Safe/r Spaces Machtstrukturen nicht in ihrer jeweiligen Kontextualität berücksichtigt werden, kann dies schnell dazu führen, dass einerseits der Drang nach Versicherheitlichung den Diskurs dominiert und damit die tatsächliche po-

litische Praxis überlagert, wie auch neoliberal geprägte Individualisierungsdiskurse die politische Gestaltung erschweren können (vgl. Quinan 2016).

Die Versuche, geschützte Räume zu schaffen, können in bestimmten Fällen diskriminierende, unterdrückende als auch entmächtigende Folgen haben. Christina Hanhardt (2013) untersucht in diesem Zusammenhang, wie die Produktion von geschützten Stadtteilen einerseits die LSBTI\*-Identitätsentwicklungen sowie Politiken in westlichen Ländern geprägt, andererseits aber zu neuen Machtdynamiken geführt hat. Beispielsweise war die Entwicklung von sicheren Gay-Stadtteilen in Städten wie New York und San Francisco auch der erste Schritt in Richtung Gentrifizierung von vorher vornehmlich proletarischen Stadtteilen: Aus marginalisierten Stadtteilen wurden *bohemian*-Stadtteile. Oft führte dies zur Vertreibung von etwa trans Sexarbeiter\*innen, migrantischen Communities und wohnungslosen Menschen. Zudem besteht immer das Risiko, dass durch Safe/r Spaces marginalisierte Subjekte als nur fragil und schutzbedürftig konstruiert werden (Hartal 2018).

Bei aller notwendigen Kritik bleiben Safe/r Spaces ein wichtiges Instrument, um Empowerment und Selbstbestimmung marginalisierter sozialer Gruppen in Kontexten von Ungleichheit und Gewalt zu fördern. Die unhinterfragte Praxis von Safe/r Spaces ist jedoch, wie bereits erwähnt, nicht immer geeignet, die komplexen Konstellationen von Macht und Repression sowie Schutz und Gefahr zu reflektieren. Darüber hinaus läuft eine Praxis, wie auch eine Theorie, die in einem sehr spezifischen Kontext entstanden ist, Gefahr, den historischen, sozialen und politischen Besonderheiten eines anderen Kontextes, auf den sie übertragen werden soll, nicht gerecht zu werden. Eine aktivierende Erinnerungspolitik scheint uns hier als Gegenmittel sinnvoll.

Im Folgenden werden die historische Entwicklung des Konzepts der Safe/r Spaces und die politischen Kontexte, in denen die Idee der Safe/r Spaces entstanden ist, beleuchtet. Überraschenderweise, dies sei vorweggenommen, sind sie eben nicht direkt aus politischen Bewegungen entstanden.

### 3 Safe/r Space – ein historisch-theoretischer Abriss

Eine historisch-politische Kontextualisierung, die wir als Teil einer produktiven Erinnerungspolitik verstehen, soll einerseits die Heterogenität der Entstehungsgeschichten von Safe/r Spaces aufzeigen und damit andererseits deren Widersprüchlichkeit verdeutlichen.

#### 3.1 Demokratie und Sicherheit

Der Begriff Safe Space taucht erstmals in den Schriften des Sozialpsychologen Kurt Lewin auf, der bis zu seiner erzwungenen Emigration in die USA 1933 an der Berliner Universität lehrte und zum Berliner Kreis der Gestaltpsychologie gehörte. An der Cornell University konnte er seine bereits einflussreichen psychologischen Forschungen fortsetzen. Im Exil arbeitete Lewin unter anderem an Möglichkeiten und Strategien, Deutschland wieder zur Demokratie zu führen. Wie viele andere jüdische Wissenschaftler\*innen versuchte auch Lewin, die gewaltvollen Erfahrungen, die er in Deutschland gemacht

hatte, mittels seiner Forschung zu verarbeiten. Seine Studien drehten sich insbesondere um die Erklärung und Bestimmung von Gewalt und Autoritarismus (vgl. Lewin 1967). Lewin gilt aber auch als eine der Schlüsselfiguren in der Entwicklung der qualitativen sozialwissenschaftlichen Forschung (Ploder 2021: 63). Ohne seine Einsichten hätten wir weder eine Partizipative Forschung noch hätte sich eine Biographieforschung, so wie wir sie heute kennen, entwickeln können. So bezieht sich Gabriele Rosenthal kaum zufällig auf Lewin, wenn sie eine erkenntnistheoretische Rechtfertigung von biographischen Fallstudien anbringt (Ploder 2021: 65).

In den späten 1940er-Jahren entwickelte Lewin ein Führungstraining für Manager\*innen, aus dem die sogenannten Sensitivitätstrainings hervorgingen (vgl. Schmidbauer/Ammon 1973). Bei diesen handelt es sich zunächst um Gruppendiskussionen, bei denen die Teilnehmenden dazu aufgefordert wurden, sich gegenseitig ehrliches Feedback zu geben, um sich ihrer nicht hilfreichen Annahmen, impliziten Vorurteile und Verhaltensweisen bewusst zu werden, die sie daran hindern, ihre Mitarbeitenden effektiv zu führen. Dabei griff Lewin auf Wissen aus der Gruppenpsychotherapie zurück und formalisierte diese Ansätze zu einer kurzen, zielgerichteten Gruppenaktivität. Diese Gruppen wurden als Safe Spaces bezeichnet. In diesen Räumen sollte es Lewin zufolge möglich sein, vertraulich und frei von Urteilen die eigenen Sorgen zu äußern, ohne Angst zu haben, dafür verurteilt zu werden. Damit verbunden war die Hoffnung, dass notwendige wichtige personelle und strukturelle Veränderungen ermöglicht werden. Lewin nutzt hier auch Überlegungen, die er in seinen frühen Studien im Exil darlegte, bei denen es darum ging zu untersuchen, wie eine Umerziehung (*re-education*) der deutschen Bevölkerung von Nationalsozialist\*innen zu Demokrat\*innen gelingen konnte. Interessanterweise stellt Lewin fest:

„Expression of prejudices against minorities or the breaking of rules of parliamentary procedures may in themselves be contrary to the desired goal. Yet a feeling of complete freedom and a heightened group identification are frequently more important at a particular stage of re-education than learning not to break specific rules“ (Lewin 1967: 67f.).

Mit anderen Worten: Eine starke Gruppenidentifikation und die empfundene Freiheit innerhalb dieser Gruppe sind bei einem Prozess der politischen und sozialen Umorientierung wichtiger als das bloße Vermitteln demokratischer Normen.

Carl Rogers (1970), der Begründer der Humanistischen Psychologie, entwickelte davon ausgehend das Konzept der *Encounter Groups*, die auf Selbstverwirklichung und sozialen Wandel abzielen. In Encounter Groups treffen sich unterschiedliche Menschen, deren Ziel es ist, das Bewusstsein für sich selbst und die Sensibilität für andere zu erhöhen. Dafür begeben sich unterschiedliche Personen in einen Raum, der durch intensive verbale und nonverbale Interaktion charakterisiert ist (Appelbaum 1970). Auch Encounter Groups werden als geschützte Räume interpretiert, in denen alles geäußert werden kann und soll. Lewin und Rogers ging es in ihren humanistischen Ansätzen darum, dass die beteiligten Menschen demokratisches und soziales Verhalten erlernen und (selbst-) destruktives Verhalten nachhaltig verändert wird.

Die Idee sicherer Räume, die individuelle Veränderungen ermöglichen, wurde bald von feministischen und LSBTI\*-Bewegungen in den USA aufgegriffen. Sie wurden stark beeinflusst durch Lewins Idee von Safe Spaces und Rogers Encounter Groups.

Es handelt sich dabei um gruppentherapeutische Vorgehensweisen, wenn auch Lewins psychologische Ansätze durch politische Überlegungen supplementiert wurden. Anders gesagt: Sichere Räume wurden in der feministischen und der LSBTI\*-Bewegung entsprechend den Bedürfnissen diskriminierter Gruppen angepasst und auch politisiert: Diskriminierendes Verhalten wurde im gegenseitigen Einvernehmen verboten. Die hohe Gruppenidentifikation, die bei Lewins und Rogers Entwürfen vollends fehlt, war nun Teil des Politisierungsprozesses, aber auch die Freiheit, alles sagen zu können, wurde deutlich eingeschränkt, um, so die Begründung, Verletzungen zu vermeiden. Dies wurde als Freiheit interpretiert, da die Angst vor Diskriminierung bei den Teilnehmenden verringert werden konnte. Dennoch blieb die Nähe zu therapeutischen Gruppen bestehen. Dies ist insofern wichtig, als Safe/r Spaces zwar als politische Strategie wahrgenommen werden, aber auch Anpassungsleistungen fordern, die durchaus als Teil einer neoliberalen Gouvernamentalität verstanden werden können. Gouvernamentalität verdeutlicht bekanntermaßen, dass Macht nicht nur durch Gesetze und Gewalt, sondern auch durch diskursive Praktiken, Normen und Wissen produziert und ausgeübt wird. Eine kritische Auseinandersetzung mit Safe/r Spaces kommt unseres Erachtens deswegen nicht umhin, die Verflechtungen von Emanzipation, Sicherheit und Gouvernamentalität genauer in den Blick zu nehmen.

### 3.2 Neue Soziale Bewegungen

Safe/r Spaces sind ab den 1980er-Jahren aus den Sozialen Bewegungen nicht mehr wegzudenken. Insbesondere von der Frauen- und Lesben- sowie Schwulenbewegung der 1960er- und 1970er-Jahre und der Schwarzen Bürger\*innenrechtsbewegung wurden sie stark rezipiert und zuweilen auch re-konzeptualisiert. Beispiele hierfür sind etwa *women-only*- oder *queere* Räume. Hierzu zählen Versammlungsräume ebenso wie Buchläden, Kunstzentren, Bars und Camps, aber auch segregierte Nachbar\*innenschaften oder Wohnhäuser (Flensner/von der Lippe 2019; Kenney 2001). „Activists“, bemerkt Deller,

„seek to carve out Safe/r space at multiple levels – from the macro level of large scale campaigns and interventions that bring societal change, to the micro level of cultivating localised Safe/r spaces within small communities.“ (Deller 2019: 224)

Safe/r Spaces wurden zu wichtigen Räumen der politischen Organisation und persönlichen Politisierung (vgl. Redmond 2011). Im Unterschied zu den Vorstellungen von Lewin und Rogers werden diese als sozial homogene Orte gedacht. Sie werden zu (emotionalen) Zufluchtsorten für marginalisierte und diskriminierungserfahrene Gruppen (Collins 2022; Kenney 2001) und tragen, so zumindest das Ziel, zur Selbstakzeptanz, Identitätsstärkung und Bildung von Solidarität bei (Collins 2022; hooks 2014a; Howe 2013; Stephan 2013; Kenney 2001; Valentine 1997; Fraser 1994). In diesem Zusammenhang ist auch das recht neue Konzept der *Allyship* interessant. Im Gegensatz zur herkömmlichen Solidarität beschreibt Allyship den aktiven Einsatz privilegierter Personen für marginalisierte Gruppen. Oft wird es jedoch vereinfacht und übersieht die Komplexität von Ungerechtigkeiten. Marginalisierte und unterdrückte gesellschaftliche Gruppen haben in der Geschichte immer wieder alternative

Räume gesucht und geschaffen. Gleichzeitig wurden Gegenöffentlichkeiten (*counter spaces*) etabliert, die sich sowohl diskursiv als auch durch politische Praktiken den Ausschlussmechanismen der dominanten Gesellschaft entgegenstellten (Warner 2021; Fraser 1994). Intersektionalität, ein von der Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw geprägter Begriff, beschreibt das Zusammenwirken mehrerer Diskriminierungsformen wie Geschlecht, *race*, Klasse und sexuelle Orientierung, die sich im Rahmen von Macht- und Herrschaftsstrukturen überschneiden können und sich auch gegenseitig verstärken (Crenshaw 1989). Es ist ein Konzept, welches aus der heutigen Vorstellung von Diskriminierung und sozialen Bewegungen nicht mehr wegzudenken ist. Eine intersektionale Perspektive irritiert aber gleichzeitig eine schlichte homogene Vorstellung von Identität und verkompliziert damit auch die Rahmung von Safe/r Spaces. Frauenräume können etwa weiße Räume sein, in denen Schwarze Frauen Gefahr laufen, von weißen Frauen marginalisiert zu werden.

Die Analyse von Safe/r Spaces bleibt unvollständig ohne die Betrachtung von *Unsafe Spaces*. Während beispielsweise die Familie in patriarchalen Vorstellungen lange als sicherer Ort gedacht und dargestellt wurde, haben Feminist\*innen früh auf die potenziell gefährlichen Aspekte der Familie aufmerksam gemacht. Auch heute noch erleben beispielsweise Frauen und Mädchen häusliche Gewalt, die das Zuhause als unsicheren oder zumindest ambivalenten Ort erscheinen lässt. Feministische Interventionen haben deutlich gemacht, dass die vermeintliche Sicherheit, die durch Diskurse über das Zuhause konstruiert wird und ein normatives Verständnis von sicheren Orten fördert, kritisch hinterfragt werden muss. Wie der feministische Slogan „Das Private ist politisch“ pointiert formuliert, muss die Binarität von Öffentlichkeit und Privatheit grundsätzlich infrage gestellt werden. Das Private ist nicht frei von sozialen Ungleichheiten, Unterdrückungsmechanismen und Gewalterfahrungen. Macht- und Herrschaftsstrukturen durchziehen auch die Räume des Privaten (vgl. bspw. García-Del Moral/Dersnah 2014; Abrar/Lovenduski/Margetts 2000; Landes 1998).

Die LSBTI\*-Bewegung in den USA – aber auch in Deutschland – hat bereits in den 1970er-Jahren mit einem aktiven Mapping begonnen, um sichere Räume und Orte für die Community sichtbar zu machen. So wird noch heute mit der Regenbogenflagge markiert, dass ein Lokal, Hotel oder Laden queerfreundlich ist oder exklusiv LSBTI\*-Personen Einlass gewährt. Soziale Bewegungen haben Safe/r Spaces immer wieder als kollektive und politische Notwendigkeit formuliert. In diesen Rückzugsräumen wurde an politischen Strategien gearbeitet, aber auch das oft als feindlich erlebte Leben in der Mehrheitsgesellschaft verarbeitet. Alternative Räume und vor allem der Rückzug werden zunehmend zu wichtigen politischen Strategien. Gleichzeitig wird aber Diskriminierung, anders als oft propagiert, zunehmend psychologisiert. Dies geht einher mit einem *affective turn*, auf den wir im Folgenden näher eingehen.

### 3.3 Affekte und sichere Räume

Die Forderung nach Safe/r Spaces wird häufig mit der Angst von Mitgliedern marginalisierter Gruppen begründet (Stengel/Weems 2010). Angst scheint damit die grundlegende affektive Rechtfertigung für Safe/r Spaces zu sein. Informiert durch feministische Affekttheorien wissen wir, dass Emotionen und Affekte nicht als private Erfahrungen zu

verstehen sind. Im Gegenteil sind dies öffentliche Erfahrungen, die eng mit den sozialen und politischen Kontexten verbunden sind, in denen sie auftreten.

Sara Ahmed etwa legt dar:

„Fear works to secure the relationship between bodies and spaces, as bodies are moved away from some spaces and towards others. In this way, fear works to contain some bodies through the movement or expansion of others.“ (Ahmed 2004: 69)

Welche Emotionen und Affekte wann legitim sind und welchen die Existenz abgesprochen wird, ist eine politische Frage. Soziale und politische Umstände generieren Emotionen und Affekte. Diese sind weder individuell noch unabhängig vom sozialen und politischen Kontext verstehbar. Jede Diskussion um Safe/r Spaces muss deshalb auch Einblick nehmen in die Affektökonomien, die diese bestimmen und regulieren: Angst, das Gefühl der Sicherheit und der Zugehörigkeit und Affekte, die sich als Konsequenzen traumatischer Erfahrungen einstellen.

Safe/r Spaces stellen schließlich auch die Frage, welche Art von Sicherheit für wen angestrebt und legitim ist (Flensner/von der Lippe 2019). Die Beantwortung dieser Frage erfordert die Untersuchung, wessen Ängste wie und in welchem Kontext verhandelt werden. Angst ist ein komplexes Phänomen mit politischer Absicht und Wirkung (Stengel/Weems 2010: 506). Daher erscheint es uns bedeutsam, Safe/r Spaces im Zusammenhang mit Angst als einem verallgemeinerten Affekt zu betrachten. Ein umfassendes Verständnis von Angst vermeidet es, diesen auf eine simple Emotion zu reduzieren, die von einem Individuum ausgeht und auf ein bestimmtes Phänomen oder eine andere Person gerichtet ist. Kulturell und sozialpolitisch betrachtet, wie es Sara Ahmed (2004) darstellt, spielt Angst eine bedeutende Rolle bei der Formierung sozialer Dynamiken und Machtstrukturen. Angst wird benutzt, um soziale Kontrolle auszuüben, Gemeinschaften zu formen oder auszugrenzen und bestimmte Verhaltensweisen zu fördern oder zu unterdrücken. Beispielsweise kann die Angst vor dem *Anderen* in politischen Diskursen genutzt werden, um rassistische Politiken zu legitimieren. Angst ist ein komplexer Affekt, der sowohl individuelle psychologische Reaktionen als auch kollektive soziale Prozesse umfasst.

Ein solches Verständnis erweitert die Möglichkeiten der Konzeptualisierung von Safe/r Spaces und eröffnet neue Handlungsoptionen. Es eröffnet Möglichkeiten für die Gestaltung von Räumen, die nicht einfach nach der binären Logik von sicher und unsicher funktionieren. Wenn, wie wir dies hier tun, Angst als sozialer Affekt gelesen wird, der eine Geschichte hat und immer kontextabhängig zu betrachten ist, eröffnet sich ein Verständnis zu den unterschiedlichen affektiven Reaktionen auf die Forderung nach Safe/r Spaces. Für die einen sind diese Teil eines ‚woken Unsinn‘. So kam es zu einem Eklat, als das LWL-Museum für Kunst und Kultur in Dortmund im Jahr 2023 einmal in der Woche einen Safe/r Space für *People of Color* einrichtete (vgl. Buhr 2023: o. S.). Für die anderen sind sie eine wichtige Überlebensstrategie oder auch Selbstverteidigung. Denn durch Safe/r Spaces wird indirekt auch das Recht auf Selbstverteidigung einer Gruppe gegen die Gewalt der Mehrheit gefordert.

Die Philosophin Elsa Dorlin beschreibt in ihrem Buch *Selbstverteidigung. Eine Philosophie der Gewalt* (2020) Selbstverteidigung als Akt der Befreiung und Selbstbehauptung gegen Unterdrückung und Gewalt und argumentiert, dass Selbstverteidigung nicht

nur ein physischer Akt, sondern auch eine politische Geste gegen strukturelle Gewalt und gesellschaftliche Unterdrückung ist. Sie zeigt einprägsam, wie Selbstverteidigung als widerständige Praxis historisch entstanden ist und weiterhin wichtige politische Implikationen für die Forderung nach individueller Sicherheit und Autonomie hat.

Doch die Forderung nach Sicherheit, Selbstverteidigung und sicheren Räumen kann auch vonseiten rechter und suprematistischer Gruppen kommen. Diese heften Gefahr insbesondere an rassifizierte Körper und übertragen die Verteidigung des ‚Volkes‘ an die Polizei:

„‚Sicherheit‘ zu Lebensraum zu machen ist nur unter der Bedingung möglich, dass Unsicherheiten erzeugt werden, gegen die der Staat als einziger Ausweg erscheint (und sich selber als solcher darstellt).“ (Dorlin 2020: 185)

Eine rassistische, patriarchale und klassenstrukturierte Gesellschaft sorgt, dieser Logik folgend, für Sicherheit, indem die *Anderen* entweder als besonders angsteinflößend oder besonders schutzbedürftig hergestellt werden. Die Forderung nach sicheren Räumen, insofern es bei dieser verbleibt, kann deswegen ungewollt neoliberale Sicherheitspolitiken stabilisieren und das Recht auf Selbstverteidigung historisch marginalisierter Gruppen paradoxerweise unterminieren.

In pädagogischen Kontexten, die durch vielfältige Erfahrungen, Machtstrukturen und Marginalisierungsprozesse geprägt sind, ist es entscheidend, Angst und das Bedürfnis nach Schutz als integralen Bestandteil eines gemeinschaftlichen und interaktiven Verhandlungsprozesses zu verstehen. Es ließe sich fragen: Ist die pädagogische Frage nach sicheren Räumen auch eine politische?

## 4 Safe/r Spaces in pädagogischen Räumen

Ein inklusiver Ansatz von Safe/r Spaces versteht einen sicheren Raum als einen für alle inklusiven Ort, an dem bestimmte Regeln für Sorgearbeit dazu beitragen, dass Verletzungen verhindert werden. Es wird dabei vordergründig als die ethische Pflicht von Pädagog\*innen gesehen, einen solchen Raum für Lernende herzustellen. Das inklusive Verständnis von Safe/r Spaces wird als ein transformativer Eingriff in potenziell unsichere Räume verstanden, um diese für alle sich im Raum aufhaltenden sicher(er) zu gestalten (Roestone Collective 2014).

Im Erasmus+-Projekt *Safe spaces For Learning (SAFE)*, das 2021 startete, versuchen beispielsweise Einrichtungen der Erwachsenenbildung aus sechs Ländern Fragen von Sicherheit in Bildungsräumen zu beantworten.<sup>2</sup> Bildungsräume werden hier als Kontaktzonen betrachtet – selbst wenn der Begriff nicht in den Texten auftaucht. Der Begriff „Kontaktzonen“ wurde von der Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt geprägt. In ihrem Essay *Arts of the Contact Zone* beschreibt sie Kontaktzonen als soziale Räume, in denen Kulturen aufeinandertreffen, oft in einem Kontext von Asymmetrie in Machtverhältnissen, wie sie typischerweise in kolonialen oder postkolonialen Situa-

2 Siehe <https://www.safespacesale.eu/> [Zugriff: 25.08.2025]. Im Projekt wurde u. a. ein Guide mit dem Titel „Safe Spaces for Learning“ erstellt. Hier finden sich Regeln und Tipps zum Aufbau von Safe/r Spaces.

tionen vorkommen (Pratt 1998). Diese Zonen sind gekennzeichnet durch Begegnungen, Interaktionen und oft auch Konflikte zwischen unterschiedlichen kulturellen Gruppen. Pratt definiert Kontaktzonen wie folgt:

„soziale Räume, in denen sich Kulturen treffen, aufeinandertreffen und miteinander ringen, oft in Kontexten hochasymmetrischer Machtverhältnisse, wie Kolonialismus, Sklaverei oder deren Folgen, wie sie heute in vielen Teilen der Welt gelebt werden.“ (Pratt 1998: 34; Übersetzung M. C. V.)

Diese Sichtweise hebt hervor, dass Kontaktzonen nicht nur Orte der Begegnung, sondern auch der Auseinandersetzung und des Austauschs sind, wobei Machtunterschiede eine wesentliche Rolle spielen. Kontaktzonen stehen in einem produktiven Spannungsverhältnis zu Safe/r Spaces. Sie sprechen von der Produktivität des Konflikts und der Möglichkeit der Solidarität unter Ungleichen.

Bereits in den frühen 1980er-Jahren finden sich Safe/r Spaces zunehmend nicht nur in aktivistischen Kreisen, sondern auch in Bildungsinstitutionen. Verschiedene Gruppen an Universitäten wurden gegründet, die Safe/r Space an den Hochschulen fordern. Im Jahr 1987 forderte Anthony Fry (1987) in seinem Buch *Safe Space: How to survive in a threatening world*, Safe/r Spaces ebenso in beruflichen und sozialen Organisationen zu etablieren. Gleichzeitig betrachten sich Hochschulen oft als Safe/r Spaces und betonen, dass alle Studierenden in diesen die Möglichkeiten haben, ihre Gedanken und Ideen frei und ohne Angst vor Belästigung oder Verfolgung auszutauschen. Bei politischen Protesten vonseiten von Studierenden sehen wir allerdings immer wieder, dass dies eingeschränkt werden kann, wenn etwa Hochschulleitungen die Polizei rufen, um Proteste zu räumen, statt universitätsinterne Lösungen zu finden.

Um sicherzustellen, dass die Institution von den Studierenden als sicher empfunden wird, wurden im Laufe der Zeit zahlreiche Instrumente der Antidiskriminierungsarbeit entwickelt: etwa Antidiskriminierungskommissionen, Empowerment-Referate, Ombudsstellen etc. Dennoch wird immer wieder auf institutionelle Diskriminierungen im Hochschulbereich aufmerksam gemacht. Safe/r Spaces supplementieren diese einerseits und markieren gleichzeitig, dass Hochschulen eben nicht von allen als sichere Orte wahrgenommen werden. Das *Alaska Native Cultural Identity Project* (CIP) an der University of Alaska Anchorage, das die Entwicklung der kulturellen Identität indigener Gemeinschaften Alaskas unterstützt, bemerkt etwa:

„One way universities may work towards transformation is through what have been termed “counterspaces,” spaces created by and for people who experience oppression within a larger setting, like a university. Counterspaces have been shown to promote positive identity development, foster a sense of community, push back against dominant narratives, support academic persistence, and promote activism and self-advocacy.“ (Buckingham/Schroeder/Hutchinson 2023: 34)

In Schulen ist die Frage von sicheren Räumen womöglich noch akuter. Zum einen, weil Schüler\*innen größtenteils nicht volljährig und damit juristisch betrachtet nicht mündig sind. Zum anderen, da die machtvollste Institution Schule, die den Wettbewerb affirmiert und befördert, ein Ort ist, an dem Minderheiten immer wieder Opfer von Bullying und Marginalisierung werden (vgl. Castro Varela/Bayramoğlu 2023). Verstehen wir Klassenräume statt als sichere Räume als Kontaktzonen, dann wird hier nicht nur Verständnis praktiziert, sondern auch gestritten, Konflikte nicht bewältigt, sondern

die zusammenkommenden Argumente als Kontrapunkte gesehen, die das Denken in Schwingung versetzen können. Das ist auch insoweit sinnvoll, weil Schulen selten von den Schüler\*innen als sichere Räume wahrgenommen und auch Hochschulen von Studierenden of Color oder Studierenden, die die ersten in der Familie sind, die studieren, oft als bedrohlich empfunden werden. Einige Autor\*innen setzen deshalb auf *Brave Spaces* (mutige Räume) und bezeichnen damit Seminarräume, in denen Teilnehmende Kontroversen aushandeln, offen ansprechen und diskutieren können (Ali 2017: 113; Arao/Clemens 2013). Interessanterweise erinnern Brave Spaces nicht nur an Pratt's Kontaktzonen, sondern mehr noch an Lewins Safe Spaces, die ja ebenfalls (auch) Bildungsräume waren. Die Herausforderung liegt im Umgang mit Konflikten und Kontroversen. Sarah Schulman erläutert in ihrem viel beachteten Buch *Conflict is not Abuse* (2016), warum es wichtig ist, im Konflikt zu bleiben. Die einfache, aber einleuchtende These dahinter lautet, dass der Umgang mit sozialen Konflikten auf der Mikroebene erlernt werden muss. Wer sich zwischenmenschlichen Auseinandersetzungen nicht stellen kann, wird weniger dazu befähigt sein, größere soziale Konflikte produktiv zu lösen. In Brave Spaces wird dies erlernt und eingeübt. Zweitens ist es wenig sinnvoll, Konflikte und die daraus resultierenden Verletzungen zu überdramatisieren, denn Konflikte sind, so Schulman, kein Missbrauch. Im Gegenteil bieten sie eine Gelegenheit zu verstehen, was die zunehmende Heterogenität der Gesellschaft bedeutet. Lernräume können etwa aus queerer Perspektive nicht als Räume betrachtet werden, die konfliktfrei sind. Stattdessen erfordert ein queeres Lernen das Aushalten und Verharren in Konflikten, Widersprüchen und letztendlich auch die produktive Debatte (Quinan 2016). Ein queerer Klassenraum erfordert eine *Pedagogy of discomfort*, die mit Affekten und Zurückweisungen einen Umgang finden muss (Boler 1999).

Für bell hooks (2014b) ist der Klassenraum ohnehin ein Ort mit hohem Potenzial für feministische und antirassistische Kämpfe. Ihr Konzept der Engaged Pedagogy versteht Bildung als eine Praxis der Freiheit und als Teil eines politischen Aktivismus, der das kritische Denken in die Klassenzimmer einführt. Es macht die Unterrichtspraxis zu einem Ort des Widerstands, um insbesondere sozial verletzte Teilnehmer\*innen, aber auch Lehrer\*innen zu empowern. Die dezidiert feministisch-antirassistischen Arbeiten von bell hooks haben weitreichende Diskussionen um Safe/r Spaces und die Rolle von Bildungsinstitutionen ausgelöst. Flensner und von der Lippe (2019) bemerken, dass wir es bei hooks' Vorstellungen mit einem *Classroom of disagreement* zu tun haben, der dazu aufruft, die Tatsache zu akzeptieren, dass kein Raum frei von Macht und Konflikt ist. Hiervon ausgehend wird Meinungsverschiedenheit als eine Notwendigkeit für das Lernen verstanden. Minimalvoraussetzung ist selbstredend, dass die Würde aller Teilnehmenden geachtet wird. Das bedeutet, Teilnehmende müssen vertrauen, dass sie in ihrer Individualität, Würde und Identität akzeptiert und respektiert werden. Es wird für sie jedoch keine Sicherheit geben, da Lernräume generell vermachtete Räume sind, in denen sich gewaltvolle Alltagsstrukturen zum Teil sogar potenzieren können. Es ist deswegen wichtig, als Lehrende Strategien zu entwickeln, die die Lernenden dazu bringen, tief gewachsene Glaubenssätze und Ansichten zu überdenken und bei Bedarf zu ändern (Flensner/Von der Lippe 2019).

Es ist kaum überraschend, dass das Konzept des Safe/r Space innerhalb der Pädagogik breit diskutiert wird (vgl. Brigley Thompson 2020; Ziv 2018; Luhmann 2016). Al-

lerdings werden auch in Bildungsinstitutionen heutzutage immer häufiger Safe/r Spaces im Sinne von Rückzugsorten für diskriminierte Gruppen gefordert, während die Idee von Brave Spaces oder Kontaktzonen verdrängt wird. Pädagogisch ist dies eher problematisch.

## 5 Schlussbemerkungen

Safe/r Spaces entstehen und entwickeln sich im Kontext gesamtgesellschaftlicher Veränderungen, die mit der Marginalisierung spezifischer Gruppen einhergehen. Wir können vielleicht sagen, dass sie von einem *double bind* durchzogen sind: Einerseits sind Safe/r Spaces historisch mit Gewalt verbunden, andererseits sehen sie sich verflochten mit einer neoliberalen Gouvernamentalität, die eine flexible Verantwortungsübernahme fordert. Strukturelle Diskriminierung wird auf einmal zur Aufgabe von einzelnen Institutionen und Subjekten.

Der Entstehung und Entwicklung des Konzepts nachzuspüren zeigt direkte Verbindungen zu verschiedenen Befreiungsbewegungen. Die Ambivalenz, die sowohl die Praxis als auch das theoretische Konzept durchzieht, ergibt sich sicher auch aus den vielfältigen Quellen und Zielsetzungen. Safe/r Spaces haben eine vielschichtige Geschichte, die sie zu einem facettenreichen Konzept macht.

Mittlerweile sind Safe/r Spaces nicht nur fester Bestandteil von feministischen und queeren Organisationen, sondern auch von Bildungs- und Kultureinrichtungen. Sie sind auch in der außerschulischen politischen Bildung präsent. Wir lesen das als eine politische Erfolgsgeschichte einer Idee, die jedoch Emanzipations- und Widerstandsbewegungen nicht davon abhalten sollte, das Konzept und seine Spielarten weiterhin offen zu diskutieren.

Geschlossene Räume haben sich immer als wichtig erwiesen, um über nichtnormative Erfahrungen zu sprechen und Widerstand zu üben. Safe/r Spaces sind in erster Linie Räume der Ermöglichung. Sie können dazu beitragen, ein Bewusstsein für die Spannungen und Asymmetrien zwischen sozialen Gruppen mit unterschiedlichen Erfahrungen zu schaffen. Es sollte jedoch nicht vergessen werden, dass, wie ausgeführt, vollkommen sichere Räume nicht existieren und dass sie immer der Gefahr ausgesetzt sind, unter neoliberalen Regimen instrumentalisiert zu werden, wenn sie darauf abzielen, zwischenmenschliche Konflikte und Konfrontationen zu vermeiden und/oder zu depolitisieren.

Safe/r Spaces bieten marginalisierten Gruppen geschützte Räume zur Entwicklung von Identität und politischen Strategien. Allerdings bergen sie auch das Risiko, Diskriminierung zu reproduzieren und Machtverhältnisse zu verfestigen, da die Definition von Zugehörigkeit und die Grenzen dieser Räume stets umkämpft sind. Wir argumentieren, dass Safe/r Spaces zwar ein wichtiges Instrument zur Stärkung marginalisierter Gruppen sind, jedoch eine kritische Auseinandersetzung mit ihren Ambivalenzen und Kontextualisierungen notwendig ist, um ihre Wirksamkeit zu gewährleisten.

Die Infragestellung dessen, was als normal, richtig und gut beschrieben wird; was Angst macht und was beruhigt, bleibt notwendig. Wie auch (Selbst-)Kritik unentbehrlich ist, um die Flexibilität von Normalisierungsdiskursen einzufangen und eine Immunisierung gegen Kritik zu verhindern, die immer auch entpolitisierende Effekte hat.

In Zeiten multipler Krisen scheint es uns notwendig, geschlossene Räume (zeitweise) zu verlassen, um politische Bündnisse zu ermöglichen, die robuster sind und den hegemonialen Vorstellungen etwas entgegensetzen können, weil sie eben nicht auf homogenen Erfahrungen beruhen, sondern auf polyphonen.

## Literaturverzeichnis

- Abrar, Stefania; Lovenduski, Joni & Margetts, Helen (2000). Feminist ideas and domestic violence policy change. *Political studies*, 48(2), 239–262. <https://doi.org/10.1111/1467-9248.00258>
- Ahmed, Sara (2004). *The Cultural Politics of Emotion*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Ali, Diana (2017). Safe Spaces and Brave Spaces: Historical Context and Recommendations for Student Affairs Professionals. *NASPA Policy and Practice Series*, (2), Zugriff am 12. Dezember 2024 unter [https://www.naspa.org/files/dmfile/Policy\\_and\\_Practice\\_No\\_2\\_Safe\\_Brave\\_Spaces.pdf](https://www.naspa.org/files/dmfile/Policy_and_Practice_No_2_Safe_Brave_Spaces.pdf).
- Appelbaum, Stephen (1970). *Out in Inner Space*. Garden City: Anchor Press/Doubleday.
- Arao, Brian & Clemens, Kristi (2013). From safe spaces to brave spaces. The art of effective facilitation: Reflections from social justice educators. In Lisa M. Laandremann (Hrsg.), *The Art of Effective Facilitation. Reflections From Social Justice Educators* (S. 135–150). New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003447580-11>
- Boler, Megan (1999). *Feeling power. emotions and education*. New York: Routledge.
- Brigley Thompson, Zoe (2020). From safe spaces to precarious moments: Teaching sexuality and violence in the American higher education classroom. *Gender and Education*, 32(3), 395–411. <https://doi.org/10.1080/09540253.2018.1458077>
- Buckingham, Sara L.; Schroeder, Tiera U. & Hutchinson, Jacy R. (2023). Elder-led cultural identity program as counterspace at a public university: Narratives on sense of community, empowering settings, and empowerment. *American Journal of Community Psychology*, 72(1/2), 32–47. <https://doi.org/10.1002/ajcp.12673>
- Buhr, Elke (2023). Anfeindungen gegen Dortmunder Museum. Ein Lehrstück im Anti-Wokeness-Kulturkampf. *Monopol. Magazin für Kunst und Leben*. Zugriff am 01. August 2024 unter <https://www.monopol-magazin.de/museum-safer-space-kommentar>.
- Castro Varela, Maria do Mar & Bayramoğlu, Yener (2023). Racism, Heteronormativity, and Educational Assemblage in Germany. In Nelson Rodriguez, Robert C. Mizzi, Louisa Allen & Rob Cover (Hrsg.), *Queer Studies and Education. An International Reader* (S. 81–98). Oxford: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/oso/9780197687000.003.0005>
- Collins, Patricia Hill (2022). *Black feminist thought: Knowledge, consciousness, and the politics of empowerment*. New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003245650>
- Crenshaw, Kimberlé (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. *University of Chicago Legal Forum*, 1, 139–167.
- Deller, Ruth A. (2019). Safer spaces. In Ruth Kinna & Uri Gordon (Hrsg.), *Routledge handbook of radical politics* (S. 222–239). New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315619880-18>
- Dorlin, Elsa (2020). *Selbstverteidigung. Eine Philosophie der Gewalt*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Flensner, Karin K. & von der Lippe, Marie (2019). Being safe from what and safe for whom? A critical discussion of the conceptual metaphor of ‘safe space’. *Intercultural Education*, 30(3), 275–288. <https://doi.org/10.1080/14675986.2019.1540102>
- Foucault, Michel (1981). *Archäologie des Wissens*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- Foucault, Michel (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Fraser, Nancy (1994). Rethinking the public sphere: A contribution to the critique of actually existing democracy. In Henry A. Giroux & Peter McLaren (Hrsg.), *Between Borders. Pedagogy and the Politics of Cultural Studies* (S. 56–80). New York: Routledge.
- Fry, Anthony (1987). *Safe space: How to survive in a threatening world*. Ohio: Dent.
- García-Del Moral, Paulina & Dersnah, Megan Alexandra (2014). A feminist challenge to the gendered politics of the public/private divide: on due diligence, domestic violence, and citizenship. *Citizenship Studies*, 18(6–7), 661–675. <https://doi.org/10.1080/13621025.2014.944772>
- Hanhardt, Christina (2013). *Gay Neighborhood. History and the Politics of Violence*. Durham: Duke University Press.
- Hartal, Gilly (2018). Fragile subjectivities: Constructing queer safe spaces. *Social & Cultural Geography*, 19(8), 1053–1072. <https://doi.org/10.1080/14649365.2017.1335877>
- Hill, Rosemary Lucy & Megson, Molly (2020). In defence of safer spaces: punk, privilege and safer spaces policies. *Punk & Post-Punk*, 9(1), 59–76. [https://doi.org/10.1386/punk\\_00018\\_1](https://doi.org/10.1386/punk_00018_1)
- hooks, bell (2014a). *Yearning. Race, Gender, and Cultural Politics*. New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315743110>
- hooks, bell (2014b). *Teaching to transgress*. New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203700280>
- Howe, Cymene (2013). *Intimate activism: The struggle for sexual rights in postrevolutionary Nicaragua*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822378969>
- Kenney, Moira (2001). *Mapping gay LA: The intersection of place and politics*. Philadelphia: Temple University Press.
- Landes, Joan B. (Hrsg.). (1998). *Feminism, the public and the private*. New York: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/oso/9780198752035.001.0001>
- Lewin, Kurt (1967). *Resolving Social Conflicts*. New York: Harper and Row.
- Luhmann, Niklas (1987). *Soziale Systeme. Grundriss einer sozialen Theorie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Susanne (2016). Un-settling Queer Pedagogy: the Illusion of ‘Safe Space’. In Nadine Baltzer, Florian Cristobal Klenk & Olga Zitzelsberger (Hrsg.), *Queering MINT: Impulse für eine dekonstruktive Lehrer\_innenbildung* (S. 69–82). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf06ds.8>
- Paglia, Camille (2017). *Free Women, Free Men: Sex, Gender, and Feminism*. New York: Pantheon.
- Ploder, Andrea (2021). Kurt Lewin’s wide-ranging influence on the history of qualitative research. Response to Helmut Lück and Clemens Knobloch. In James McElvenny & Andrea Ploder (Hrsg.), *Holisms of communication: The early history of audio-visual sequence analysis* (S. 63–68). Berlin: Language Science Press. <https://doi.org/10.5281/zenodo.5142303>
- Pratt, Mary Louise (1998). Arts of the contact zone. In Vivian Zamel & Ruth Spack (Hrsg.), *Negotiating Academic Literacies Teaching and Learning Across Languages and Cultures* (S. 33–40). New York: Routledge.
- Quinan, Christine (2016). Safe space. In Nelson M. Rodriguez, Wayne J. Martino, Jennifer C. Ingrey & Edward Brockenbrough (Hrsg.), *Critical Concepts in Queer Studies and Education* (S. 361–368). New York: Palgrave Macmillan. [https://doi.org/10.1057/978-1-137-55425-3\\_35](https://doi.org/10.1057/978-1-137-55425-3_35)
- Redmond, Shana L. (2011). This Safer Space: Janelle Monáe’s “Cold War”. *Journal of Popular Music Studies*, 23(4), 393–411. <https://doi.org/10.1111/j.1533-1598.2011.01303.x>
- Roestone Collective (2014). Safe space: Towards a reconceptualization. *Antipode*, 46(5), 1346–1365. <https://doi.org/10.1111/anti.12089>
- Rogers, Carl (1970). *On Encounter Groups*. New York: Harper & Row.

- Schmidbauer, Wolfgang & Ammon, Günter (1973). *Sensitivitätstraining und analytische Gruppendynamik*. München: Piper.
- Schulman, Sarah (2016). *Conflict is not abuse: Overstating harm, community responsibility, and the duty of repair*. Vancouver: Arsenal pulp press.
- Stengel, Barbara S. & Weems, Lisa (2010). Questioning safe space. An introduction. *Studies in Philosophy and Education*, 29, 505–507. <https://doi.org/10.1007/s11217-010-9205-8>
- Stephan, Rita (2013). Creating solidarity in cyberspace: the case of Arab women's solidarity association united. *Journal of Middle East Women's Studies*, 9(1), 81–109. <https://doi.org/10.2979/jmiddeastwomstud.9.1.81>
- Valentine, Gill (1997). Making space. Lesbian separatist communities in the United States. In Paul Clocke & Jo Little (Hrsg.), *Contested countryside cultures: Otherness, marginalisation, and rurality* (S. 109–122). New York: Routledge.
- Wagenknecht, Sahra (2021). *Die Selbstgerechten: Mein Gegenprogramm – für Gemeinsinn und Zusammenhalt*. Frankfurt/Main: Campus.
- Warner, Michael (2021). *Publics and counterpublics*. New Jersey: Princeton University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv1qgnqj8>
- Ziv, Amalia (2018). Questioning safe space in the classroom: Reflections on pedagogy, vulnerability, and sexual explicitness. *Borderlands*, 17(1), 1–16.

## Zu den Personen

*María do Mar Castro Varela*, Dr., Prof. an der Alice Salomon Hochschule, Berlin. Arbeitsschwerpunkte: postkoloniale Theorie, Rassismus und Antisemitismus, Protest, Ethik und Emanzipation. Kontakt: Alice Salomon Hochschule, Alice-Salomon-Platz 5, 12627 Berlin  
E-Mail: [castro@ash-berlin.eu](mailto:castro@ash-berlin.eu)

*Bahar Oghalai*, M. A., Doktorandin an der Universität Koblenz. Arbeitsschwerpunkte: diasporischer Feminismus, postkoloniale Theorie, Rassismuskritik, postmigrantische Gesellschaft. Kontakt: Universität Koblenz, Institut für Kulturwissenschaft, Universitätsstraße 1, 56070 Koblenz  
E-Mail: [b.oghalai@web.de](mailto:b.oghalai@web.de)

*Yener Bayramoğlu*, Dr., Lecturer (Assistant Prof.) an der University of York. Arbeitsschwerpunkte: Gender und Sexualität, digitale Medien, Migration, Grenzen und Temporalität. Kontakt: University of York, Department of Sociology LMB/243, Heslington, York YO10 5DD, UK  
E-Mail: [yener.bayramoglu@york.ac.uk](mailto:yener.bayramoglu@york.ac.uk)